

dtv

Sie ist noch nicht dreiunddreißig, hat sowohl Mann als auch zweijährigen Sohn sowie ein außereheliches Verhältnis. Als Marta Téllez' Mann Eduardo Deán für ein paar Tage in London ist, lädt Marta Víctor Francés, unseren Ich-Erzähler, in ihre Wohnung ein. Noch bevor sie beide vollständig entkleidet sind, stirbt Marta unvermittelt in Víctors Armen. Das Zögern, den Ehemann zu benachrichtigen, die Furcht, die Tote und den kleinen Jungen einfach so in der Wohnung zu lassen, die Scham, Martas Ruf durch seine Existenz zu beschädigen – Víctor ist überfordert und flüchtet. Bewußt kann er sich der Sache nicht stellen, unbewußt aber schafft er Verhältnisse, die ihn letztlich zwingen, alles aufzuklären . . .

Javier Marías, geboren 1951 in Madrid, gilt als einer der bedeutendsten Schriftsteller des heutigen Spaniens. Seit seinem Welterfolg ›Mein Herz so weiß‹ (1992, dt. 1996) ist er für sein umfangreiches Werk mit zahlreichen international wichtigen Preisen geehrt worden, u. a.: 1995 Premio Rómulo Gallegos, 1996 Prix Femina Étranger, 1997 International IMPAC Dublin Literary Award, Nelly-Sachs-Preis, 1998 Premio Letterario Internazionale Mondello der Stadt Palermo, 2000 Premio Internazionale Ennio Flaiano, Premio Grinzane Cavour sowie Premio Internazionale Alberto Moravia. Seine Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Javier Marías

Morgen in der Schlacht
denk an mich

Roman

Aus dem Spanischen von
Carina von Enzenberg
und Hartmut Zahn

Klett Cotta
Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Javier Marías
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Mein Herz so weiß (12507)
Als ich sterblich war (12779)
Während die Frauen schlafen (12922)
Alle unsere frühen Schlachten (13010)
Das Leben der Gespenster (13054)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Juni 1999
4. Auflage Februar 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1994 Javier Marías
Titel der spanischen Originalausgabe:
›Mañana en la batalla piensa en mí‹
(Editorial Anagrama S. A., Barcelona)
© 1998 der deutschsprachigen Ausgabe:
J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Ausschnitt des Gemäldes ›Mexikanisches Interieur, Zócalo‹
(1994, Öl/Holz, 160 x 120) von Henning von Gierke
(VG Bild-Kunst, Bonn 2010)
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 10/11,5 (QuarkXPress)
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12637-3

*Für Mercedes López-Ballesteros,
die den Satz über Bakio von mir gehört
und mir diese Zeilen aufgehoben hat*

Niemand denkt je daran, daß er irgendwann eine Tote in den Armen halten könnte und daß er nicht mehr ihr Gesicht sehen wird, an dessen Namen er sich erinnert. Niemand denkt je daran, daß jemand im unpassendsten Augenblick sterben könnte, obwohl dies die ganze Zeit passiert, und wir glauben, daß niemand, dem dies nicht bestimmt ist, in unserem Beisein wird sterben müssen. Oft werden Tatsachen oder Umstände geheimgehalten: Häufig schämen sich die Lebenden und der Sterbende – sofern er Zeit dazu hat – der Art des möglichen Todes und seiner Begleiterscheinungen, auch der Ursache. Eine Fischvergiftung, eine beim Einschlafen brennende Zigarette, die das Bettzeug oder, schlimmer noch, die Wolle einer Decke in Brand setzt; ein Ausrutscher in der Dusche – der Nacken – und eine von innen verriegelte Badezimmertür, ein Blitz, der in einer großen Allee einen Baum spaltet, und dieser Baum wiederum zertrümmert den Kopf eines Passanten, eines Fremdlings vielleicht, oder schlägt ihn ab; mit Socken an den Füßen sterben oder beim Friseur mit einem großen Umhang oder in einem Freudenhaus oder beim Zahnarzt; oder beim Fischessen an einer Gräte, die sich querstellt, sich verschlucken und sterben wie Kinder, deren Mutter nicht da ist, um ihnen den Finger in den Hals zu stecken und sie zu retten; mitten in der Rasur sterben, mit einer Wange voll Schaum und einem für alle Zeiten ungleichen Bart, sofern niemand es bemerkt und die Arbeit aus Gründen der Pietät und Ästhetik zu Ende führt; ganz zu schweigen von den unrühmlichsten Augenblicken des Daseins, den geheimsten, über die man außer in der Jugend nie spricht, weil es danach keinen Vorwand dafür gibt, wenngleich sich auch manche Leute mit einer witzigen Bemerkung Luft machen, die nie

witzig ist. *Das* ist aber ein schrecklicher Tod, sagt man über manche Tode; *das* ist aber ein alberner Tod, sagt man auch und lacht lauthals. Das Gelächter rührt daher, daß man von einem endlich verblichenen Feind oder entfernten Bekannten spricht, von jemandem, der uns gekränkt hat oder seit langem in der Vergangenheit weilt, ein römischer Kaiser, ein Urgroßvater oder irgendein Mächtiger, in dessen groteskem Tod man dennoch nur eine für das Leben und die Menschen wichtige Gerechtigkeit erblickt, die wir uns im Grunde für alle wünschen, auch für uns selbst. Wie ich mich über diesen Tod freue, wie ich ihn beklage, wie ich ihn feiere. Manchmal genügt es schon zur Erheiterung, daß der Tote ein Unbekannter ist, von dessen unweigerlich lachhaftem Unglück wir in den Zeitungen lesen, der arme Kerl, sagt man dann lachend, der Tod als Darbietung oder Schauspiel, das angekündigt wird, all die Geschichten, die man sich erzählt, die man liest oder hört und wie ein Theaterstück aufnimmt, stets gibt es einen Grad von Unwirklichkeit in dem, was sie uns mitteilen, als passierte überhaupt nie etwas, nicht einmal das, was uns passiert und was wir nicht vergessen. Nicht einmal das, was wir nicht vergessen.

Es gibt einen Grad von Unwirklichkeit in dem, was mir passiert ist, und außerdem ist es noch nicht zu Ende, oder vielleicht sollte ich für das Verb ein anderes Tempus wählen, nämlich das, das wir in unserer Sprache beim Erzählen üblicherweise verwenden, und sagen, *was mir passierte*, mag es auch noch nicht zu Ende sein. Vielleicht muß ich jetzt beim Erzählen darüber lachen. Aber ich glaube nicht, denn es liegt noch nicht weit zurück, und meine Tote weilt nicht schon seit langem in der Vergangenheit, noch war sie mächtig oder eine Feindin, und zweifellos kann ich ebensowenig von ihr sagen, sie sei eine Unbekannte, wenngleich ich wenig über sie wußte, als sie in meinen Armen starb – jetzt allerdings weiß ich mehr. Zum Glück war sie noch nicht nackt, oder jedenfalls nicht ganz, wir waren gerade dabei, uns auszuziehen, und zwar gegenseitig, wie es gewöhnlich geschieht, wenn es

zum erstenmal geschieht, also in der ersten Nacht, der ein Anschein des Unvorhergesehenen anhaftet oder die scheinbar unbeabsichtigt ist, damit man die Scham ausklammern, später das Gefühl der Unvermeidbarkeit haben und so eine mögliche Schuld von sich weisen kann; die Menschen glauben an Vorherbestimmung und an ein Eingreifen des Schicksals, wann es ihnen paßt. Als hätte alle Welt Interesse daran, gegebenenfalls sagen zu können: ›Ich habe es nicht darauf angelegt, ich habe es nicht gewollt‹, wenn die Sache schlecht läuft oder deprimierend ausgeht oder einer etwas bereut oder sich herausstellt, daß man Schaden angerichtet hat. Ich habe es nicht darauf angelegt und auch nicht gewollt, sollte ich jetzt sagen, da ich weiß, daß sie tot ist, daß sie unpassenderweise in meinen Armen gestorben ist, obwohl sie mich kaum kannte – unverdienterweise, eigentlich war es nicht vorgesehen, daß ich bei ihr war. Niemand würde mir glauben, wenn ich das sagte, aber das ist nicht weiter wichtig, schließlich bin ich es, der hier erzählt, und entweder man hört mir zu oder nicht, und damit basta. Ich habe es nicht darauf angelegt, ich habe es nicht gewollt, sage ich jetzt trotzdem, und sie kann nicht mehr dasselbe oder etwas anderes sagen oder mir widersprechen, das letzte, was sie sagte, war: ›Oh Gott, der Junge!‹ Das erste, was sie gesagt hatte, war: ›Ich fühle mich nicht wohl, ich weiß nicht, was mit mir ist.‹ Ich meine das erste nach Unterbrechung des gegenseitigen Ausziehens, wir waren bereits in ihrem Schlafzimmer und lagen halb auf dem Bett, halb bekleidet und halb unbekleidet. Auf einmal rückte sie von mir ab und legte mir die Hand auf die Lippen, als wollte sie nicht aufhören, sie zu küssen ohne eine Überleitung durch eine andere Zärtlichkeit, eine andere Berührung, sie schob mich mit dem Handrücken sacht von sich, drehte sich auf die Seite und kehrte mir den Rücken zu, und als ich sie fragte: ›Was ist los?‹, antwortete sie dies: ›Ich fühle mich nicht wohl, ich weiß nicht, was mit mir ist.‹ Da sah ich ihren Nacken, den ich noch nie gesehen hatte, das Haar stand etwas ab, war etwas zerzaust und etwas verschwitzt, dabei war

es nicht warm, ein Nacken wie aus dem neunzehnten Jahrhundert, an dem Strähnen oder Fäden schwarzen Haars klebten wie halbtrocknetes Blut oder Schlamm, wie der Nacken eines Menschen, der in der Dusche ausgerutscht ist und noch Zeit gehabt hat, den Wasserhahn zuzudrehen. Alles ging sehr schnell, und es blieb für nichts Zeit. Weder um einen Arzt zu rufen (welchen Arzt schon um drei Uhr morgens, Ärzte machen nicht mal mehr zur Essenszeit Hausbesuche), noch um einen Nachbarn zu alarmieren (welchen Nachbarn schon, ich kannte keinen, ich war nicht zu Hause und nie zuvor in diesem Haus hier gewesen, in dem ich Gast und nun ein Eindringling war, auch nicht in dieser Straße und nur gelegentlich in diesem Viertel, vor langer Zeit) oder den Ehemann anzurufen (wie konnte ich schon den Ehemann anrufen, und außerdem war er verreist, und ich kannte nicht einmal seinen vollständigen Namen) oder den Kleinen zu wecken (warum sollte ich den Kleinen wecken, wo es soviel Mühe gekostet hatte, bis er endlich eingeschlafen war), ja nicht einmal, damit ich selber versuchen konnte, ihr zu helfen, sie fühlte sich plötzlich unwohl, anfangs dachte ich oder dachten wir, das Abendessen wäre ihr nicht bekommen, bei all den Unterbrechungen, oder ich allein dachte, daß etwas sie bedrückte oder sie Reue empfand oder es mit der Angst bekommen hatte, diese drei Dinge schlagen sich nicht selten in Unwohlsein und Krankheit nieder, Angst und Depressionen und Reue, vor allem wenn letztere sich gleichzeitig mit der Tat einstellt, die sie provoziert, alles auf einmal, ein Ja und ein Nein und ein Vielleicht, und währenddessen ist alles weiter- oder dahingegangen, das Elend, nicht zu wissen und handeln zu müssen, denn es gilt, der Zeit, die drängt und weiterläuft, ohne auf uns zu warten, einen Inhalt zu geben, wir sind langsamer als sie: entscheiden, ohne zu wissen, handeln, ohne zu wissen, und folglich vorausblicken, das größte und geläufigste Unglück, vorausblicken auf das, was danach kommt, ein Unglück, das normalerweise als geringer empfunden, aber tagtäglich von allen als ein solches empfunden

wird. Einer Sache, an die man sich gewöhnt, schenken wir nicht viel Beachtung. Sie fühlte sich unwohl, und ich traute mich nicht, sie beim Namen zu nennen, Marta, so hieß sie, Téllez mit Nachnamen, sagte, ihr sei übel, und ich fragte sie: ›Wo ist dir übel, im Magen oder im Kopf?‹ – ›Ich weiß nicht, mir ist schrecklich übel, überall, im ganzen Körper, mir ist, als würde ich sterben.‹ In ihrem ganzen Körper, der sich mir schon fast in die Hände gab, in Hände, die überallhin wandern, Hände, die drücken oder streicheln oder erkunden und auch schlagen (oh, es geschah ohne Absicht, ungewollt, man darf es mir nicht anlasten), bisweilen mechanische Gesten der Hände, die einen ganzen Körper abtasten, von dem sie noch nicht wissen, ob er ihnen gefällt, und auf einmal überkommt diesen Körper Übelkeit, das am schwersten zu beschreibende Unwohlsein, den ganzen Körper, wie sie sagte, und das letzte, was sie gesagt hatte, ›mir ist, als würde ich sterben‹, hatte sie nicht wortwörtlich gemeint, sondern nur so dahingesagt. Sie glaubte es nicht und ich auch nicht, außerdem hatte sie gesagt ›Ich weiß nicht, was mit mir ist‹. Ich hakte nach, weil das Fragen eine Art ist, das Handeln zu vermeiden, aber nicht nur durch Fragen, sondern auch durch Reden und Erzählen kann man Küsse vermeiden und Schläge und kann es vermeiden, Maßnahmen ergreifen und die Hoffnung aufgeben zu müssen, und was konnte ich denn tun, vor allem anfangs, als alles nicht von Dauer sein durfte, jedenfalls nach den Regeln dessen, was geschieht und nicht geschieht, Regeln, die manchmal gebrochen werden. ›Mußt du dich etwa übergeben?‹ Sie antwortete nicht mit Worten, sie machte eine verneinende Geste mit dem Nacken voll halbtrockenem Blut oder Schlamm, als bereitete ihr das Sprechen Mühe. Ich stand auf und ging ums Bett herum und kniete neben ihr nieder, um ihr ins Gesicht zu sehen, ich legte ihr eine Hand auf den Unterarm (berühren tröstet, die Hand des Arztes). Sie hatte die Augen in diesem Moment geschlossen und preßte die Lider zusammen, lange Wimpern, als schmerzte sie das Licht der Nachttischlampe, die wir noch nicht ausgeknipst hatten

(aber ich hatte vor, es gleich zu tun, vor ihrem Unwohlsein hatte ich überlegt, ob ich sie schon ausknipsen sollte oder lieber noch nicht: Ich wollte sehen, ich war noch darauf aus, diesen neuen Körper zu sehen, der mir sicher gefallen würde, ich hatte sie nicht ausgeknipst). Ich ließ sie brennen, jetzt konnte sie uns nützlich sein angesichts ihres plötzlichen Zustands, ihrer Krankheit oder Depressionen oder Angst oder Reue. ›Soll ich einen Arzt rufen?‹, und dabei dachte ich an die scheinbar entbehrlichen Notrufnummern, Gespenster im Telefonbuch. Wieder schüttelte sie den Kopf. ›Wo tut es dir weh?‹ fragte ich, und sie wies widerwillig auf einen nicht genau bestimmten Bereich, der Brust und Magen und alles darunter umfaßte, eigentlich den gesamten Körper außer dem Kopf und den Gliedmaßen. Ihr Bauch war schon entblößt, die Brust nicht ganz, sie trug noch immer (wenn auch mit geöffnetem Verschuß) ihren trägerlosen Büstenhalter, eine Ahnung von Sommer wie das Oberteil eines Bikinis, er war ihr ein bißchen zu klein und wohl schon etwas älter, und vielleicht hatte sie ihn angezogen, weil sie mich an diesem Abend erwartet und alles vorausgeplant hatte, entgegen den mit großem Aufwand inszenierten Augenscheinlich- und Zufälligkeiten, die uns bis zu diesem Bett, ihrem Ehebett, geführt hatten (ich weiß, daß manche Frauen absichtlich kleinere Größen tragen, um mehr Wirkung zu erzielen). Ich hatte den Verschuß geöffnet, aber das Kleidungsstück war nicht heruntergefallen, Marta hielt es noch mit den Armen fest, oder mit den Achseln, jetzt vielleicht nicht mehr bewußt. ›Geht es dir ein bißchen besser?‹ – ›Nein, ich weiß nicht, ich glaube nicht‹, sagte sie, Marta Téllez, mit einer Stimme, die jetzt nicht mehr dünn, sondern entstellt war vom Schmerz oder von der Angst, denn ob sie Schmerzen hatte, weiß ich ehrlich gesagt nicht. ›Warte ein bißchen, ich kann kaum sprechen‹, fügte sie hinzu – Übelkeit schwächt –, und trotzdem sagte sie noch etwas, es ging ihr nicht schlecht genug, um mich darüber zu vergessen, oder sie war in jeder Situation rücksichtsvoll, selbst wenn sie im Sterben lag, in der kurzen Be-

kanntschaft mit ihr war sie mir als rücksichtsvoller Mensch erschienen (aber zu diesem Zeitpunkt wußten wir noch nicht, daß sie im Sterben lag): ›Du Armer‹, sagte sie, ›damit hast du nicht gerechnet, was für ein schrecklicher Abend.‹ Ich rechnete mit nichts, oder vielleicht doch mit dem, womit sie rechnete. Der Abend war bis dahin nicht schrecklich gewesen, allenfalls ein bißchen langweilig, und ich habe nie erfahren, ob sie bereits ahnte, was mit ihr geschehen würde, oder ob sie sich auf das allzulange Warten bezog, an dem der Kleine, der nicht hatte schlafen können, schuld gewesen war. Ich stand auf, ging abermals ums Bett herum, streckte mich auf der Seite aus, auf der ich zuvor gelegen hatte, der linken, und dachte (wieder sah ich ihren reglosen, furchigen, wie vor Kälte eingezogenen Nacken): ›Vielleicht ist es besser, wenn ich abwarte und sie eine Weile nichts frage, wenn ich sie in Ruhe lasse und schaue, ob es vorbeigeht, sie nicht zwingen, Fragen zu beantworten und alle paar Sekunden abzuwägen, ob es ihr ein bißchen besser oder ein bißchen schlechter geht, an die Krankheit zu denken, macht sie nur noch schlimmer, genauso wie sie allzu aufmerksam zu beobachten.‹

Ich richtete den Blick auf die Wände des Schlafzimmers, das ich mir beim Hereinkommen nicht genau angesehen hatte, weil mein Augenmerk der eben noch lebhaften oder scheuen und jetzt leidenden Frau galt, die mich an der Hand hinter sich hergezogen hatte. Gegenüber vom Bett gab es einen Standspiegel wie in einem Hotelzimmer (ein Ehepaar, das sich gern betrachtete, bevor es ausging, bevor es sich schlafen legte). Im übrigen jedoch war es ein wohnliches Schlafzimmer für zwei Personen, auf dem Nachttisch neben mir hatte ein Ehemann Spuren hinterlassen (sie war gleich mit ein paar raschen Schritten zu der Seite des Bettes gegangen, auf der sie wohl jede Nacht lag – und jeden Morgen –, etwas Selbstverständliches, Mechanisches): einen Taschenrechner, einen Brieföffner, eine Schlafmaske aus dem Flugzeug, um das Licht über dem Ozean zu vertreiben, Münzen, schmutziger Aschenbecher und Radiowecker, im unteren

Fach eine Stange Zigaretten, in der nur noch ein Päckchen war, ein Fläschchen sehr männliches Eau de Cologne von Loewe, das ihm wahrscheinlich jemand geschenkt hatte, vielleicht sogar Marta selbst erst kürzlich zu einem Geburtstag, zwei ebenfalls geschenkte Romane (oder auch nicht, ich hätte sie mir jedenfalls nicht gekauft), ein Röhrchen Redoxon-Brausetabletten, ein leeres Glas, das wegzuräumen er vor Antritt der Reise wohl nicht mehr die Zeit gehabt hatte, die Beilage einer Zeitschrift mit dem Fernsehprogramm, er würde nicht fernsehen, er war heute verreist. Der Apparat stand am Fußende des Bettes, neben dem Spiegel, bequeme Leute, einen Augenblick lang dachte ich daran, ihn mit der Fernbedienung einzuschalten, aber die Fernbedienung lag auf dem anderen Nachttisch, auf Martas, und entweder mußte ich wieder ums Bett herumgehen oder sie stören, indem ich mit ausgestrecktem Arm über ihren Kopf hinweggriff, woran dachte sie wohl gerade, wenn es Depressionen oder Angst waren, die sie befallen hatten. Ich streckte ihn aus und nahm die Fernbedienung, sie merkte nichts, obwohl ich mit dem hochgekrempelten Hemdsärmel ihr Haar streifte. An der linken Wand hing eine Reproduktion eines etwas kitschigen Gemäldes, das ich gut kenne, Bartolommeo da Venezia heißt der Maler, es hängt in Frankfurt und zeigt eine Frau mit Lorbeer, Haube und ungepflegten Locken, einem Diadem auf der Stirn, einem Strauß aus verschiedenen Blümchen in der erhobenen Hand und bloßem (eher flachem) Busen; rechts waren die Einbauschränke, weiß gestrichen wie die Wände. Darin befanden sich sicher die Kleidungsstücke, die der Ehemann nicht auf die Reise mitgenommen hatte, also die meisten, er sei nur für kurze Zeit fort, hatte mir seine Frau Marta beim Abendessen gesagt, in London. Auch gab es da zwei Stühle mit nicht weggeräumter Wäsche, vielleicht schmutzig oder frisch gewaschen und noch nicht gebügelt, Martas Nachttischlampe beleuchtete sie nicht ausreichend. Auf einem der Stühle sah ich Männerkleidung, ein über die Rückenlehne wie auf einen Kleiderbügel gehängtes Jackett,

eine Hose, der Gürtel mit dicker Schnalle noch nicht herausgezogen (offener Reißverschluß wie bei allen achtlos beiseite gelegten Hosen), ein paar helle, aufgeknöpfte Hemden, der Ehemann war vor kurzem noch an diesem Ort gewesen, noch an diesem Morgen war er wahrscheinlich hier aufgestanden, hatte den Kopf von dem Kissen erhoben, gegen das ich mich jetzt mit der Schulter lehnte, und hatte beschlossen, eine andere Hose anzuziehen, in aller Eile, kann sein, daß Marta sich geweigert hatte, sie ihm zu bügeln. Die Kleidungsstücke atmeten noch. Auf dem anderen Stuhl dagegen lagen Frauensachen, ich sah dunkle Strümpfe und zwei Röcke von Marta Téllez, sie waren nicht in demselben Stil wie der, den sie jetzt noch trug, sondern mehr was zum Ausgehen, vielleicht hatte sie sie ungeschlüssig noch in der Minute anprobiert, bevor ich an der Tür klingelte, bei einer galanten Verabredung fällt die Wahl der Kleidung nie leicht (ich hatte damit kein Problem gehabt, für mich war es nicht sicher gewesen, ob es eine galante Verabredung würde, außerdem habe ich eine eintönige Garderobe). Der Rock, für den sie sich entschieden hatte, wurde so, wie sie dalag, gründlich zerknittert, Marta hatte sich zusammengekrümmt, ich sah, daß ihre Finger krampfhaft die Daumen umschlossen, die Beine waren angezogen, als strengten sie sich an, mit ihrem Druck Bauch und Brust zu beruhigen, als wollten sie sie bändigen, in dieser Haltung war das Höschen zu sehen und unter dem Höschen zum Teil die Gesäßbacken, es war ein knappes Höschen. Ich überlegte, ob ich ihr den Rock glattstreichen und nach unten ziehen sollte, eine plötzliche Anwandlung von Schamhaftigkeit und damit er nicht so zerknitterte, aber ich konnte nicht dagegen an, daß mir gefiel, was ich sah, und es war fraglich, ob ich es noch länger – und noch mehr davon – sehen würde, falls sich ihr Zustand nicht besserte, und vielleicht hatte Marta ja mit diesen Falten gerechnet, ein paar hatten sich schon vorher auf dem Rock gebildet, wie es in so einer ersten Nacht geschehen kann, in solchen Nächten hat man keinen Respekt vor Kleidungsstücken, die nach und nach ausgezogen werden, auch

nicht vor denen, die anbehalten werden, aber vor dem neuen, unbekanntem Körper hat man ihn: Vielleicht hatte sie deshalb noch nichts von dem gebügelt, was darauf wartete, weil sie wußte, daß sie am nächsten Tag sowieso auch den Rock würde bügeln müssen, den sie abends anziehen wollte, welchen, welcher war ihr am liebsten an dem Abend, an dem sie mich empfangen würde, alles knittert, wird besudelt oder ramponiert und vorübergehend unbrauchbar bei solchen Gelegenheiten.

Ich stellte den Ton mit der Fernbedienung leiser, bevor ich den Fernseher anschaltete, und so erschien, wie ich es wollte, das Bild ohne Stimme, und sie merkte nichts, obwohl es im Zimmer schlagartig heller wurde. Auf dem Bildschirm war Fred MacMurray mit Untertiteln zu sehen, ein alter Film am späten Abend. Ich ging die anderen Programme durch und kehrte zu MacMurray in Schwarzweiß zurück, zu seinem nicht sehr intelligenten Gesicht. Und da konnte ich nicht mehr anders, als nur noch eines zu denken, obwohl niemand je allzuviel denkt und schon gar nicht in der Reihenfolge, in der die Gedanken später erzählt oder niedergeschrieben werden: ›Was tue ich hier?‹ dachte ich. ›Ich bin in einem Haus, das ich nicht kenne, im Schlafzimmer eines Menschen, den ich nie gesehen habe und von dem ich nur den Vornamen kenne, weil seine Frau ihn im Lauf des Abends auf selbstverständliche und unzumutbare Weise wiederholt erwähnt hat. Es ist auch ihr Schlafzimmer, und deshalb bin ich hier und wache über ihre Krankheit, nachdem ich ihr das eine oder andere Kleidungsstück ausgezogen und sie berührt habe, sie kenne ich, wenn auch wenig und erst seit zwei Wochen, dies ist das dritte Mal, daß ich sie in meinem Leben sehe. Der Ehemann hat vor ein paar Stunden angerufen, als ich bereits in seiner Wohnung zu Abend aß, er hat angerufen, um zu sagen, daß er gut in London angekommen sei, daß er abends in der Bombay Brasserie phantastisch gegessen habe und nun im Begriff sei, in seinem Hotelzimmer zu Bett zu gehen, am nächsten Morgen warte Arbeit auf ihn, er war auf einer kur-

zen Geschäftsreise.« Und seine Frau, Marta, hatte ihm nicht gesagt, daß ich da war, hier mit ihr aß. Deshalb war ich mir ziemlich sicher, daß dies ein galantes Abendessen war, mochte der Kleine zu diesem Zeitpunkt auch noch wach sein. Der Ehemann hatte sich bestimmt nach dem Kleinen erkundigt, sie hatte geantwortet, sie bringe ihn gleich zu Bett; der Ehemann hatte vermutlich gesagt: »Gib ihn mir mal, damit ich ihm gute Nacht sagen kann«, denn Marta hatte gesagt: »Lieber nicht, er ist ganz aufgekratzt, und wenn er mit dir spricht, wird er noch nervöser, und niemand kriegt ihn mehr zum Schlafen.« All dies war aus meiner Sicht der Dinge absurd, weil der Kleine, laut Mutter knapp zwei Jahre alt, nur Gestammel und kaum verständliches Zeug von sich gab, das Marta interpretieren und übersetzen mußte, Mütter als erste Interpretinnen und Übersetzerinnen der Welt, die das, was noch nicht einmal Sprache ist, deuten und dann in Worte fassen, ebenso Gesten und Gebärden und die verschiedenen Bedeutungen des Weins, wenn das Weinen unartikulierte und nicht von Worten begleitet wird oder sie ausschließt oder erstickt. Vielleicht verstand der Vater ihn auch und bat deshalb darum, den Kleinen ans Telefon zu holen, der, was die Sache noch schwieriger machte, die ganze Zeit mit dem Schnuller im Mund redete. Ich hatte einmal zu ihm gesagt, als Marta für ein paar Minuten in die Küche ging und er und ich allein im Wohnzimmer zurückblieben, das zugleich Esszimmer war, ich mit der Serviette auf dem Schoß am Tisch, er mit einem Zwergkaninchen in der Hand auf dem Sofa, beide den laufenden Fernseher anstarrend, er geradeaus, ich von der Seite: »Mit dem Schnuller verstehe ich dich nicht.« Und der Kleine hatte ihn folgsam herausgenommen, und während er ihn einen Augenblick lang mit fast beredter Geste in der Hand hielt (in der anderen das Zwergkaninchen), hatte er mit leerem Mund, aber genauso ergebnislos wiederholt, was er gerade eben gesagt haben mochte. Die Tatsache, daß Marta Téllez den Kleinen nicht ans Telefon ließ, hatte mich in meiner Gewißheit bestärkt, denn dieses Kind mit seiner ver-

stümmelten Halbsprache hätte dem Vater trotzdem mitteilen können, daß ein anderer Mann zum Abendessen da war. Ich begriff schnell, daß der Kleine von Wörtern mit zwei oder mehr Silben nur die letzten beiden und die auch noch unvollständig aussprach (›Ette‹ für Zigarette, ›Atte‹ für Krawatte, ›Uller‹ für Schnuller und ›Itzel‹ für Schnitzel: Auf dem Bildschirm war ein Bürgermeister mit Krawatte zu sehen, ich trage keine; Marta tischte mir zum Abendessen Schnitzel auf, Fleisch aus Irland, sagte sie); es war schwer zu enträtseln, selbst wenn man Bescheid wußte, aber möglicherweise war sein Vater daran gewöhnt, war sein Verständnis der primitiven Redeweise eines Einzelkinds geschärft, das diese im übrigen bald ablegen würde. Der Kleine benutzte bislang nur wenige Zeitworte und bildete deshalb kaum Sätze, er verwendete vor allem Haupt- und einige Eigenschaftsworte, alles klang bei ihm wie ein Ausruf. Er hatte einfach nicht ins Bett gehen wollen, während wir zu Abend aßen oder nicht zu Abend aßen und ich darauf wartete, daß Marta an den Tisch zurückkehrte, nachdem sie immer wieder in die Küche gegangen war und sich geduldig um den Kleinen gekümmert hatte. Die Mutter hatte für ihn im Wohnzimmer eine Videokassette mit einem Zeichentrickfilm – für mich der erste meines Lebens – eingelegt, um zu sehen, ob er im flackernden Licht des Fernsehers einschlummerte. Doch der Kleine war hellwach, er hatte sich geweigert, ins Bett zu gehen, mit seiner ungewissen Kenntnis oder Unkenntnis der Welt wußte er mehr, als ich wußte, und er paßte auf seine Mutter auf und paßte auch auf den Gast auf, den er noch nie zu Hause gesehen hatte, er hatte den Platz des Vaters eingenommen. Es gab ein paar Augenblicke, wo ich am liebsten gegangen wäre, ich fühlte mich bereits mehr als Eindringling denn als Gast, als Eindringling um so mehr, je stärker in mir die Gewißheit wurde, daß dies eine galante Verabredung war und daß der Kleine dies ahnte – wie Katzen – und es durch seine Anwesenheit zu verhindern suchte, todmüde und gegen diese Müdigkeit ankämpfend saß er brav auf dem Sofa und schaute

sich seinen Zeichentrickfilm an, den er nicht verstand, aber immerhin erkannte er die Figuren wieder, denn ab und zu wies er mit dem Zeigefinger auf den Bildschirm, und trotz Schnuller konnte ich ihn verstehen, weil ich sah, was er sah: ›Títín!‹ sagte er oder auch: ›Itán!‹, und die Mutter wandte sich einen Moment lang von mir ab und ihm zu, um zu übersetzen oder das Gesagte zu bestätigen, damit keines seiner im Werden begriffenen und verdienstvollen Worte ohne Lob oder ohne Echo blieb: ›Ja, das sind Tintín und der Kapitán, mein Schatz.‹ Ich hatte Tintín als Kind in großen Heften gelesen, die Kinder von heute sahen ihn in Bewegung und hörten ihn mit alberner Stimme sprechen, deshalb war es unvermeidlich, daß ich mich von der bruchstückhaften Unterhaltung und dem Abendessen mit den vielen Unterbrechungen ablenken ließ, ich erkannte nicht nur die Figuren wieder, sondern auch ihre Abenteuer, die schwarze Insel, und sah ihnen von meinem Platz am Tisch aus wider Willen ein bißchen zu, aus den Augenwinkeln.

Die hartnäckige Weigerung des Kleinen, ins Bett zu gehen, war es, die mir am Ende Gewißheit darüber verschaffte, was mich erwartete (sofern er schließlich einschief, und sofern ich wollte). Seine Wachsamkeit und sein instinktiver Argwohn waren es, die seine Mutter entlarvten, mehr noch als ihr Schweigen während ihres Gesprächs mit London (das Verschweigen meiner Anwesenheit) oder die Tatsache, daß sie sich für mich sorgfältiger hergerichtet und stärker geschminkt hatte und stärker errötet war, als man es von ihr am Ende eines Tages zu Hause erwartet hätte (oder vielleicht strahlte sie von innen heraus). Das Zutagetreten von Angst bringt den, der angst macht oder dazu imstande ist, auf bestimmte Gedanken, Vorbeugung gegen das, was noch nicht geschehen ist, ruft das Ereignis auf den Plan, Verdacht entscheidet über das, was noch nicht feststand, und setzt es in Gang, bange Vorahnung und Erwartung zwingen dazu, die Hohlräume auszufüllen, die sie entstehen lassen und vertiefen, etwas muß geschehen, wenn wir wollen, daß sich die

Angst verflüchtigt, und das beste ist es, dafür zu sorgen, daß sie sich erfüllt. Der kleine Junge klagte die Mutter mit seiner ärgerlichen Schlaflosigkeit an, und die Mutter klagte sich selbst durch ihre Duldsamkeit an (besser, er bleibt hübsch friedlich, dachte sie wohl, wird sie wohl von Anfang an gedacht haben; wenn der Kleine einen Rappel kriegt, sind wir aufgeschmissen), und beides machte den äußeren Schein zunichte, der in ersten Nächten unumgänglich ist, denn nur so kann man später sagen oder glauben, keiner habe es darauf angelegt oder es gewollt: Ich habe es nicht darauf angelegt, ich habe es nicht gewollt. Auch ich sah mich angeklagt, nicht nur durch die Anstrengung des Kleinen, nicht nachzugeben, sondern auch durch sein Verhalten und seine Art, mich anzuschauen: Er war nie ganz nah an mich herangekommen, er sah mich mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und dem Bedürfnis oder dem Wunsch nach Vertraulichkeit an, wobei letzterer vor allem dann erkennbar wurde, wenn er zu mir mit seinen wie Ausrufe vorgebrachten, vereinzelt und fast immer rätselhaften Vokabeln sprach, mit seiner kraftvollen Stimme, die man jemandem seiner Größe so wenig zutraute. Er hatte mir nur wenige von seinen Sachen gezeigt und mir nicht sein Zwergkaninchen überlassen. ›Der Kleine hat recht und macht das ganz richtig‹, hatte ich gedacht, ›denn sobald er schläft, werde ich für eine Weile, nur für eine Weile, den Platz seines Vaters einnehmen. Das spürt er, und er will diesen Platz schützen, der zugleich ein Garant für seinen eigenen ist, aber da er die Welt nicht kennt und nicht weiß, daß er Bescheid weiß, hat er mir mit seiner offenkundigen Angst den Weg geebnet, er hat mir die Fingerzeige gegeben, die mir hätten fehlen können: Trotz allem und obwohl er nichts weiß, kennt er seine Mutter besser als ich, sie ist die Welt, die er am besten kennt, und für ihn ist sie kein Geheimnis. Ihm ist es zu verdanken, daß ich nicht mehr zaudern werde, falls ich es so will.‹ Vom Schlaf bedrängt, war er nach und nach zurückgesunken, bis er schließlich auf dem Sofa lag, eine winzige Gestalt auf so einem Möbel – wie eine Ameise in einer leeren